

Das Fehlen der Fabriken

Kritik des Klassismus-Begriffs

Torsten Bewernitz

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Klassismus – Ein produktiver Ansatz zur Analyse klassenspezifischer Ausschlüsse?«

Einleitung

Obwohl die Frage nach der sozialen Zusammensetzung der Gesellschaft unzweifelhaft die Kernaufgabe der Soziologie ist, finden wir mit dem Begriff des „Klassismus“ den Versuch einer Neuerung bzw. eine neue Begrifflichkeit zur Beschreibung sozialer Ungleichheit, die vor allem im deutschsprachigen Bereich noch kaum debattiert ist. Kritiken des Klassismus-Begriffs sind daher nur wenige (Baron 2014; Bewernitz 2015a; Birkner 2015) zu finden.

Oftmals – und hier schließt sich der Autor selber mit ein – ist eine solche Kritik politisch-ideologisch motiviert. Der Begriff des Klassismus lässt sich mit der Beschreibung einer konflikthaften gesellschaftlichen Grundstruktur – dem Klassenkampf – nur schwer auf einen Nenner bringen (Bewernitz 2010). In diesem Zusammenhang ist schon die erste inhaltliche Anmerkung zu machen: So wenig wie „Ausbeutung“ lediglich Überausbeutung beschreibt, wie Christian Baron in seiner Kritik des Klassismus ausführte (Baron 2014: 231), so wenig beschreibt „Klassenkampf“ lediglich „Streik, Betriebskampf etc.“, wie Andreas Kemper gegen eine solche Kritik einwendet (Kemper 2015: 29, 2016: S.15). Vielmehr verweist der Begriff erstens auf einen strukturell angelegten Konflikt, der im Alltag permanent ausgetragen wird und zweitens in engerem Sinne auf eine Vielzahl von Widerständigkeits- und Eigen-Sinnlichkeiten (vgl. Lüdtko 2015).

Die Intention der Einführung des Klassismus-Begriffs in die wissenschaftliche Debatte ist eine kritische, es geht um den Abbau von Diskriminierungsmustern. Ohne die Bedeutung dieses kritischen Anspruchs herunterzuspielen, hat der Begriff jedoch einige ‚Geburtsfehler‘, die in diesem Beitrag thematisiert und diskutiert werden sollen. Die Hauptkritikpunkte sind dabei die Aspekte, ob nicht (a) der Begriff des Klassismus habituelle Zuschreibungen sogar verstärkt, (b) die Klassismus-Kritik lediglich individuelle, aber keine kollektiven Lösungsmöglichkeiten anbietet, (c) die Betonung eines Opferstatus einem Empowerment entgegensteht und letztlich (d) der Klassismus-Begriff zumindest theoretisch nicht zwischen einer Diskriminierung ‚unterer‘ und ‚oberer‘ Klassen unterscheiden kann. Diese Unschärfen in der Kritik resultieren unter anderem daraus, dass die Klassismus-Debatte einen äußerst schwammigen Klassenbegriff verwendet, der – zumindest in der deutschsprachigen Literatur – vor allem ökonomische Aspekte meist ausblendet. Dennoch endet dieser Beitrag mit einem kurzen Aus-

blick darauf, wie der Begriff des Klassismus in der wissenschaftlichen wie auch in der politisch oder sozial engagierten Praxis produktiv genutzt werden kann.

Kultureller Determinismus: Der Begriff des Klassismus verstärkt habituelle Zuschreibungen

Vielleicht, so könnte man vorwegschicken, ist nur der Begriff „Klassismus“ ein Fehlgriff. Die zahlreichen und äußerst verschiedenen Diskriminierungsmuster – Klischees über eine vermeintliche „Unterschicht“, wie sie im Privatfernsehen (re)produziert werden (vgl. Steinwachs 2015), mediale und alltägliche Stereotype von Erwerbslosen (vgl. Baron, Steinwachs 2012), mangelnde Karrierechancen für Arbeiterkinder – existieren, sie gehören analysiert und kritisiert. Sie lassen sich jedoch nur seltenst mit dem Begriff „Klasse“ beschreiben. Auch der Begriff der „Schicht“ scheint insofern problematisch, weil er zum Begriff der Klasse querliegt – die sogenannte „Mittelschicht“ besteht zum Großteil aus klassischen Lohnabhängigen. Auch alle prekär Beschäftigten, deren Diskriminierung und Ausbeutung nach oft ganz anderen Maßstäben funktioniert, sind schon per definitionem Arbeiter/-innen. Möchte man den Begriff „Klasse“ aufrechterhalten und gleichzeitig bei der arbeitenden Mittelschicht und dem vermeintlichen „Prekariat“/ der vermeintlichen „Unterschicht“ von zwei voneinander unterschiedenen Klassen sprechen, dann würde man das Klassenmerkmal Arbeit als gleichen Nenner streichen. Begrifflichkeiten wie „Proletarisierung“ oder „Prekarisierung“ sind unter Ausklammerung der Kategorie Arbeit nicht mehr sinnvoll verwendbar.

Die benannten Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse haben durchgängig etwas mit „Klasse“ zu tun, der Begriff „Klasse“ ist aber nicht hinreichend, um sie zu beschreiben und zu kritisieren. Dass hier ein intersektionaler Ansatz notwendig ist, ist offenkundig: es geht um Geschlechterverhältnisse, ethnische Zuschreibungen, Bodyismus, urbane oder rurale Herkunft sowie auch soziale Herkunft – die nicht identisch ist mit „Klasse“, sondern nur einen Zusammenhang mit „Klasse“ aufweist.

Diese verschiedenen Diskriminierungen auf „Klasse“ engzuführen heißt, aus ihnen eine neue Definition von „Klasse“ herzustellen – und damit mindestens die Diskriminierung und die Klischees zu reproduzieren, wenn nicht gar, sie zu begründen. Es gilt nun für eine Analyse, zu entscheiden, ob man die Zuschreibung bestimmter Faktoren – Fernsehverhalten, Essverhalten, Konsum- und Kulturverhalten, Bildungsgrad – zu einer Schicht oder Klasse bereits als „klassistisch“ kritisieren möchte oder aber nur die Bewertung dieser Faktoren. Doch auch wenn man den Schritt akzeptiert, kulturelle Verhaltensweisen oder Habitus einer Klasse zuzuordnen, bestehen weiterhin zwei Varianten für die Beurteilung: In der ersten Variante wird die Kultur oder das Verhalten in ein kausales Verhältnis zur sozialen Klasse oder Schicht gesetzt, in der zweiten ist die Kultur oder das Verhalten zum Definitionskriterium von Klasse oder Schicht geworden.

Unzweifelhaft werden diese Zuschreibungen andauernd gemacht und sind zu kritisieren. Die Frage, die sich nun theoretisch stellt, ist aber der Umgang mit den Varianten – wie sieht der Gegenentwurf aus? Dies ist entweder eine pädagogische Rolle von Intellektuellen, Politiker/-innen oder sozial Engagierten, oder ein Selbst-Empowerment, wie Andreas Kemper es dem Klassismus-Begriff als Potential zuschreibt (Kemper 2015: 25), oder aber eine anti-essentialistische Position, die Kultur und Klasse trennt. In jeder der Varianten wird einer Klasse eine bestimmte Kultur zugeschrieben, die erstens eine Abwertung erfährt und aus der es zweitens vermeintlich kaum ein Entkommen gäbe. Entweder wird die Klasse oder Schicht gleich aus der Kultur heraus definiert oder aber eine bestimmte Kultur wird

der Klasse deterministisch zugeschrieben – die Abwertung bestimmter kultureller Handlungsweisen ist selbst noch in der anti-essentialistischen Variante latent vorhanden.

Andreas Kemper widerspricht der Zuordnung der „Klassismus“-Diskussion zu postmodernen Theorien (Kemper 2015: 29). Etwas mehr Poststrukturalismus wäre aber unter diesem Aspekt durchaus angebracht: Kulturelle Vorlieben lassen sich nicht auf gesellschaftliche Großgruppen verallgemeinern, ohne dass das Individuum – das an anderer Stelle zu sehr im Vordergrund der Klassismus-Theorien steht, darauf wird noch zu kommen sein – aus dieser Analyse herausfällt. Im schlimmsten Falle wird dann gleich der Besuch von Musikfestivals oder Fußballspielen oder Individuen wie Robert Geiss oder die (anti-klassistisch motivierte) Internet-Kunstfigur „BWL-Justus“ „prollig“ oder „proletarisch“. Problematisch ist sowohl die Wahrnehmung einer als „geringerwertig“ aufgefassten homogenen Kultur, aus der die „unteren Klassen“ zu befreien wären als auch das Beharren darauf, dass es eine solche homogene „Kultur“ wäre, die zu bewahren sei. Zusammengefasst heißt das, entweder man nutzt die „Kultur“ als Definitionsmerkmal, um überhaupt erst Klassen zu entdecken, oder aber man schreibt der anders definierten Klasse als Ganzes eine bestimmte Kultur zu – beides ist bereits „klassistisch“.

Die Klassismus-Kritik entkoppelt den Klassenbegriff von der Arbeit und koppelt ihn dafür an eine vermeintlich klassenspezifische Kultur (etwa: Kemper 2015: 29). Oftmals ist diese Abkopplung sogar sehr dezidiert eine Kritik an einem vermeintlichen „Ökonomismus“ und der damit einhergehenden Zentralität des Begriffs der Arbeit. Diese Abkopplung des Klassenbegriffs von der Lohnarbeit ist zurückzuführen auf die seit 30 Jahren fast vollständige Abwesenheit von Fabrik bzw. Betrieb in akademischen und politisch-emanzipatorischen Debatten, sie resultiert dabei auch aus einer Verkürzung des Begriffs Ökonomie (auf Produktion und Finanzkreisläufe) und vor allem des Begriffs Arbeit (auf Lohnarbeit), die es tatsächlich auch in der Tradition der Arbeiterbewegung gegeben hat. In diesem Sinne ist die Klassismus-Kritik an soziologische Thesen eines klassenlosen Ist-Zustands bzw. einer „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ (Helmut Schelsky) durchaus anschließbar.¹

Dagegen wäre das Diktum des operaistischen Theoretikers Mario Tronti zu halten, „den Staat aus der Sicht der Gesellschaft, die Gesellschaft vom Standpunkt der Fabrik [und] die Fabrik vom Standpunkt des Arbeiters aus zu betrachten“ (Tronti 1974: 35, hier zitiert nach Wright 2005: 49).²

Die Fokussierung einer – weit gefassten – Arbeitswelt beinhaltet auch eine Analyse des Wirtschaftssystems. Wie viele Menschen arbeiten und wer arbeitet, wer arbeitslos ist, wer welche (kulturellen wie finanziellen) Mittel zur Verfügung hat und diese wie einsetzt bzw. einsetzen soll, lässt sich nur mit einem auch ökonomischen Blick analysieren. Dass wir uns seit 2007 in einer Weltwirtschaftskrise bzw. einer weltwirtschaftlichen Rezession befinden, wird in Studien zum Klassismus kaum reflektiert.

¹ Eine solche Position ist durchaus nicht neu und auch nicht notwendig konservativ oder reaktionär, sie findet sich zum Beispiel in Herbert Marcuses „Der eindimensionale Mensch“ (Marcuse 1967), zur Kritik vgl. Mattick 1969.

² Dabei ist – vor allem in der heutigen tertiarisierten Arbeitswelt – ein weiter Begriff von „Fabrik“ vorausgesetzt (zum Beispiel Krankenhäuser als „weiße Fabriken“), der Dienstleistungssektor, Büros oder Arbeitsagenturen ebenso mit einbezieht wie die unbezahlte Reproduktionsarbeit. Dennoch ist der weitergehende Fabrik-Begriff des Postoperaismus, der von der „gesellschaftlichen Fabrik“ ausgeht, der Analyse weniger nützlich, da er zu verallgemeinernd ist und Produktionsbedingungen außerhalb der ehemaligen „Ersten Welt“ weitgehend ignoriert.

Struktureller Individualismus und Neoliberalismus im Klassismus-Begriff

Während der Klassismus-Begriff einerseits den Begriff der „Klasse“ beliebig auf recht verschieden definierte gesellschaftliche Großgruppen anwendet, sind seine Vorschläge für Lösungen der Diskriminierungen entweder sehr individualistisch ausgelegt – das beste Beispiel dafür ist die Plattform *arbeiterkind.de*³ – oder wendet sich bittend an die Politik. Da der momentane Klassismus-Diskurs kaum von Produktion und Reproduktion spricht, fehlt der Ort, an dem die ‚unteren‘ Klassen oder Schichten Macht entwickeln könnten. Ganz wesentlich ist diese Tatsache darin begründet, dass es sich um einen sehr akademischen Diskurs handelt – das gilt auch für die emanzipatorisch-politische Geschichte des Begriffs, weil die emanzipatorische Linke sich nahezu ausschließlich akademisch rekrutiert. In seiner für die Friedrich-Ebert-Stiftung verfassten Kurzstudie zum Thema Klassismus (Kemper 2016) benennt Andreas Kemper zum Beispiel zwar Arbeitslose und Obdachlose als besonders Betroffene, seine praktischen Vorschläge – zumal diese als Vorschläge für eine Selbstorganisation verstanden sind – beschäftigen sich aber nahezu ausschließlich mit Selbstorganisation in der Wissenschaft und an den Hochschulen – also von jenen, die – provokativ gesprochen – ihre Klasse bereits verlassen haben (Kemper 2016: 17ff.).

Daniel Zamora und Michael C. Behrent (2015) haben auf die Geburtshilfe des Neoliberalismus durch linke Intellektuelle hingewiesen. Obwohl hier Einwände zu erheben sind,⁴ ist diesem Ansatz doch einiges abzugewinnen: So stellen sie dar, dass die Kategorie „Ungleichheit“ im linken Diskurs verschwand und durch Armut ersetzt wurde – deren strukturelle Gründe aber nicht mehr analysiert werden. Das heißt, wie es auch für die Klassismus-Kritik spezifisch ist, von Armut (oder auch Diskriminierung) Betroffene werden nur noch als „Opfer“ herausgehoben, sozialer Protest wird damit zu einer identitären Abwehrbewegung degradiert. Im deutschen linken Diskurs wurde daraus eine Art Wettbewerb darum, wer die ausgebeutetsten oder diskriminiertesten und damit gleichzeitig die „revolutionärsten“ Subjekte wären. Antirassismus und Antisexismus wurde damit zum Klassenverhältnis in Konkurrenz gesetzt (und eben nicht, wie eigentlich intendiert war, als gleichwertige „Widersprüche“ aufgewertet).

In dieser theoretischen Bewegung von der sozialen Frage zu Identität und Differenz vollzieht sich ein Prozess der Linken hin zu einer nahezu ausschließlich akademisch geprägten Bewegung (vgl. Baron 2016). Diese Entwicklung ging, wie Christian Baron konstatiert, mit dem „linguistic turn“ einher (Baron 2014: 229). Ein vermeintlicher „materialist turn“ (Kemper 2014: 428) steht, wenn es ihn denn gibt, erst in seinen Anfängen – und er wird in der wenigen deutschsprachigen Klassismus-Literatur kaum rezipiert bzw. wenn doch, dann wieder als „ökonomistisch“ kritisiert, wie zum Beispiel der Machtressour-

³ Arbeiterkind.de wendet sich nicht an Arbeitende, sondern vorrangig an Akademiker/-innen, die aus Arbeiterhaushalten stammen. Erklärtes Ziel ist, Arbeiterkindern akademische Karrieren zu ermöglichen. Die Klassenstruktur als solche wird dabei nicht in Frage gestellt, sondern lediglich die individuelle soziale Mobilität nach oben eingefordert.

⁴ Ich würde ihnen in Bezug auf Michel Foucault widersprechen, dafür fehlt aber Zeit wie Platz als auch die nötige Detailkenntnis. Zamora nennt im Interview (Lieber 2016: 32) den Antietatismus. Zumindest zu diesem Punkt ist zu erwidern, dass Foucault hier schlicht vom Anarchismus inspiriert ist und dieser Antietatismus nicht neu ist, sondern einer Tradition der Arbeiterbewegung entstammt. Das Missverständnis mag daher rühren, dass Foucault seltenst die Quellen seiner Inspiration nennt, diese aber durch das Vokabular erkennbar werden. Vgl. zumindest im Ansatz Bewernitz 2015b.

cen-Ansatz Beverly Silvers (2005) durch Andreas Kemper und Heike Weinbach.⁵ Wesentlich ist in diesem Zusammenhang, dass diese Fragen der Identitäten bzw. der Differenzen zwischen Identitäten weder identisch sind mit sozialen Trennlinien noch diesen überhaupt ähneln müssen (vgl. Welskopp 1998: 310).

Wolfgang Merkel hat in einem Interview auf Zeit Campus Online (Merkel 2016) darauf aufmerksam gemacht, dass die junge, akademische Linke sich für Identität und Kultur interessiert, aber kaum für soziale Fragen. Das Aufkommen des „Klassismus“ ist ein Indiz dafür, weil er das Sozial-Ökonomische nahezu völlig ausblendet zugunsten der Frage nach einer kulturellen Identität „Klasse“. Die Konsequenzen daraus hat Nikola Staritz in der feministischen Zeitschrift *an.schläge* umfassend beschrieben:

„Identität als Produkt und Motor sozialer Verhältnisse ist den materiellen Bedingungen zumindest gleichwertig, der Kapitalismus kommt als Teil des Kritisierten zwar zur Sprache, ist als maßgebliches gesellschaftliches Verhältnis allerdings wenig in die theoretische Analyse eingebunden. [...] Für die queer-feministische politische Praxis bedeutet das, dass zwar viel über Barrierefreiheit und Ausschlüsse geredet wird, aber immer im Kontext von (individueller) Diskriminierung bzw. Privilegierung und des Versuchs, die Partizipation möglichst vieler Personen zu ermöglichen – und nicht etwa vor dem Hintergrund einer strukturellen Gesellschaftsanalyse. Klassismus als Diskriminierung ist zwar Thema, „Klasse“ als Strukturkategorie aber ist es nicht. [...] (Staritz 2014).

Zusammengefasst bringt die Klassismus-Kritik den Begriff „Klasse“ zwar wieder in die akademische wie auch die emanzipatorische Debatte ein, allerdings unter komplett veränderten Vorzeichen, nämlich erstens der neoliberalen Hegemonie, zweitens dem damit einhergehenden Individualismus und drittens kulturalistisch und linguistisch.

Möglicherweise muss man folglich den engagierten Klassismus-Kritiker/-innen den Vorwurf machen, den Gayatri Chakravorty Spivak den Subaltern Studies gemacht hat: Die am meisten vom Klassismus Betroffenen, die oftmals benannt werden – Migrant/-innen, Obdachlose, ALG II-Empfänger/-innen – reden nicht selbst und ihr Ausschluss ist für die Stabilität der hegemonialen Ordnung zwingend notwendig. Innerhalb einer Identitätslogik können sie nicht repräsentiert werden. Repräsentation ist zum Beispiel die einzige Möglichkeit, die Didier Eribon für die Arbeiterklasse sieht – sei es durch eine Partei oder durch Intellektuelle (Eribon 2016: 37f., 118, 145ff.). Diese Aufgabe übernehmen jene, die zwar aus dem Milieu kommen, die krassesten Auswirkungen des Klassismus aber bereits überwunden haben. Indem sie für die Subalternen sprechen, sind sie keine Subalternen mehr, sondern eben jene vermeintlich authentische Stimme, die die Logik der Diskriminierung noch verstärkt, indem sie beweist, dass sie individuell überwindbar wäre. Merkels Darstellung der akademischen Linken mit ihrer global zunehmenden Fokussierung auf Identitätspolitik passt zum Ansatz des Klassismus und widerspricht der Annahme eines „materialist turn“.

⁵ „Der Ruf nach der ‚Kultur‘ scheint die Geschichte [und auch die Sozialwissenschaften, Anm. T.B.] weiter zu entökonomisieren, obwohl es in ökonomischen Institutionen, die immer soziale Handlungsfelder sind, interessante Rituale und Diskurse zu entdecken gäbe.“ (Welskopp 1998: 311). In diesem Sinne kritisiert Thomas Welskopp ein „kulturalistisches Klassenvokabular“ bei Pierre Bourdieu, das eben gerade „ökonomistische Implikationen“ habe (ebd.: 310).

Opferstatus und Empowerment

Die Sichtweise des Anti-Klassismus auf Klassenindividuen basiert auf den Prämissen der (post)modernen Identitätspolitik: „Victimhood Culture“ ist in den vergangenen Jahren einer der Schlüsselbegriffe der identitätslinken Bewegungen geworden. Die daraus resultierende Opferperspektive, die ganz allgemein schon problematisch ist, impliziert eine Fokussierung auf diskursive Benennungspraktiken. Die Benennung der Diskriminierung, die damit einhergehende Benennung des (individuellen) Täters oder der (individuellen) Täterin, soll schon ermächtigend wirken:

„Im Alltag ist ‚Klassismus‘ ein Empowerment-Begriff, der eine Benennungsmacht ermöglicht. Das vage Gefühl einer empfundenen Ungerechtigkeit kann auf den Punkt gebracht werden und aus der Isolation in die Solidarität führen – nicht nur mit Menschen, die ebenfalls (potenziell) klassistisch unterdrückt werden, sondern auch von (potenziellen) ‚Opfern‘ von Rassismus, Sexismus und anderen Unterdrückungsformen. Das Subjekt-Objekt-Verhältnis wird umgekehrt, die Verteidigung führt zum Angriff. In diesem Sinne ist ‚Klassismus‘ immer mit einem Ausrufezeichen zu denken: ‚Das ist klassistisch!‘“ (Kemper 2015: 25).

Diese Manifestation ist in verschiedensten Aspekten problematisch: Erstens ist zu bezweifeln, dass ‚Klassismus‘ überhaupt ein im Alltag genutzter Begriff ist – außer bei privilegierten Akademiker/-innen. Zweitens ist in Frage zu stellen, wo hier das Empowerment liegen soll (und ob der Begriff überhaupt sinnvoll ist): Der Begriff, der für eine Selbstermächtigung sowieso schon problematisch genug ist, da er häufig der Übertünchung von Hierarchien dient, impliziert eine Nutzung der eigenen Gestaltungsspielräume und Ressourcen. Sich selbst als Opfer zu benennen, impliziert aber nur sehr geringe Gestaltungsspielräume und Ressourcen. Zu einer Selbstermächtigung würde gehören, eine solche Benennung kollektiv zu äußern und eine kollektive Ethik zu formulieren, die eine gewisse Durchsetzungsmacht hat. Selbst dann noch könnte aber – zumindest wenn wir uns auf dem Feld einer antidiskriminatorischen Identitätspolitik befinden – eine solche kollektive Ethik problematisch sein, wenn sie lediglich auf ihrer Benennungs- oder Definitionsmacht beruht. Die Berufung auf das Opfer ist sehr leicht für alle möglichen Zwecke zu instrumentalisieren.

Damit ist der dritte kritische Punkt benannt: Der Bourdieusche Begriff Benennungsmacht meint eigentlich, dass die Mächtigen auch ein „Benennungsprivileg“ haben – er meint nicht, dass durch eine Benennung Macht entstehen könnte. Zwar macht es durchaus Sinn, diskursive Strategien anzuwenden, um eine solche Benennungsmacht zu verändern (vgl. Bewernitz 2005). Dabei ist allerdings in Rechnung zu stellen, dass Diskurse tendenziell unberechenbar sind. Eine solche reine Sprechstrategie⁶ ist auch nicht geeignet, um so etwas wie Solidarität zu begründen. Solidarität ist die gegenseitige Unterstützung aufgrund einer vergleichbaren und gemeinsam erfahrenen Situation – die reine Anrufung einer solchen vermeintlichen Erfahrungsähnlichkeit lässt keine Solidarität entstehen. Letztlich bleibt diese Perspektive immer eine Verteidigungsperspektive – ein „Angriff“, wie Andreas Kemper titelt, ist hier nicht auszumachen.

Wiederum basiert diese Strategie auf dem Fehlen der zentralen Kategorien, die traditionell den Klassenbegriff ausmachen. Die traditionelle Klassentheorie in der Folge von Marx, aber auch die Alltagsgeschichte und -soziologie stellen die Klassensubjekte als Handelnde vor, dieses Handeln wird gar als konstitutiv beschrieben. Das völlige Fehlen einer solchen Perspektive degradiert die Angehörigen

⁶ Eine solche vorzuschlagen, weist erneut darauf hin, dass das Klassismus-Modell eben doch viel dem „linguistic turn“ verdankt.

der „Unterklassen“: Sie werden als nicht oder kaum handlungsfähig dargestellt. Dagegen ist festzuhalten: Es gab und gibt kollektives Klassenhandeln, auch in den unteren Klassen liegt eine Macht, ein Potential, und es gibt zumindest die Möglichkeit, dass dieses auch angewendet wird. Wer diese Möglichkeit völlig verschweigt, trägt zu der Verunmöglichung bei.

Andreas Kemper legt an verschiedenen Stellen viel Wert auf den Aspekt der Selbstorganisation (2015: 30, 2016: 17). Bei näherer Betrachtung geht es dabei zumeist um die Selbstorganisation der nach oben Deklassierten zu Zwecken des individuellen gesellschaftlichen Aufstiegs, der Forschung oder der Repräsentation. Wo sind die „Klassismus“-Aktiven, wenn sie arbeiten? Wo beteiligen sie sich an Initiativen zum Beispiel in jenen weiter oben benannten tertiarisierten „Fabriken“ des Postfordismus, in denen die Prekarität produziert wird? Sind sie aktiv in den momentanen gewerkschaftlichen Initiativen für Mittel- und Unterbau an den Hochschulen? Oder debattieren sie nicht, als vermeintlich diskriminierte Opfer, lediglich eine neue Theorie unter sich und gaukeln damit vor, sie würden als Teil der Subalternen sprechen? Statt der Fokussierung auf ein eigenes neues Modell wäre hier der regere Austausch, ohne den weder Erkenntnis, noch Korrektur, noch Praxis möglich ist, angemessen. Gerade aktuell und im Kontext der spezifischen Aspekte der akademischen Arbeit gibt es zahlreiche Initiativen, an die anzuknüpfen wäre.⁷

Dass eine solche Vernetzung und Beteiligung kaum geschieht, liegt eben daran, dass die Prämissen völlig verschieden sind: Es steht ein Macht- gegen einen Ohnmachtsansatz, es steht eine Kritik sozialer Ungleichheit gegen eine Kritik identitärer Diskriminierung und es steht ein Konzept von strukturell konflikthafter Gesellschaft gegen individualistische Konzepte von Betroffenheitspolitik.

Offenbar wird hier, dass das „Klassismus“-Modell eine Theorie der Kapitulation ist: Weder individuelle Alltagsdissidenz noch kollektive Klassenaktionen sind Themen des Klassismus-Diskurses, stattdessen geht es um Aufstiegschancen einiger Akademiker/-innen aus Arbeiterfamilien. „Macht“ ist im Klassismus-Diskurs gar nicht auf Seiten der Ausgebeuteten und Diskriminierten zu denken, im Gegenteil werden die Objekte der Forschung und der Solidarität als völlig machtlos definiert. Für einige Objekte des Klassismus-Diskurses mag das sogar zutreffen, aber umso problematischer ist es, dass einige Akademiker/-innen im Namen dieser subalternen Sprach- und Machtlosen sprechen, und zwar nicht als Akademiker/-innen, sondern als vermeintlich von derselben Ausbeutungs- und Diskriminierungsstruktur Betroffene. Die alternativen Strategien – vermeintliche Selbstorganisation, vermeintliches Empowerment, wissenschaftliche Betätigung und politische Bittschriften – dieser hilflose Reformismus ist die Konsequenz aus einem Theoriemodell, das keine Arbeitermacht kennt, weil es nicht von den Stätten der Produktion und Reproduktion („Fabriken“) her gedacht ist und nicht gedacht werden kann, weil es diese schlicht nicht kennt oder nicht wahrnimmt.

„Die da oben“ – legitimer Klassismus von unten

In seiner kritischen Bestandsaufnahme des Klassismus fragt Christian Baron: „Bezeichnet Klassismus auch Klassendiskriminierung von unten nach oben?“ (Baron 2014: 228). Andreas Kemper und Heike Weinbach (2009: 23, 104) stellen in ihrer Einführung in den „Klassismus“ einen solchen „upward classism“ vor, betonen jedoch auch, dass dieser eben nicht zu struktureller Ungerechtigkeit führe, da er keine materiellen Folgen habe. Baron dagegen möchte mit dem Stigma-Theorem aufweisen, dass es

⁷ Vergleiche zu diesen Initiativen Ullrich 2016.

keinen Klassismus von unten nach oben geben könne, da eine individuelle Diskriminierung nicht entsprechend gerahmt ist.

„Klassismus nach oben“ mag strukturell anders gerahmt sein, es kann ihn jedoch geben. Gehen wir jedoch von einem normativen Zweck des Klassismus-Begriffs aus – jenen, eine Diskriminierungsform zu kritisieren und abzuschaffen – muss dieser völlig anders bewertet werden. Wer „Klassismus“ als Diskriminierungsform benennt, muss aber damit rechnen, dass absehbar erste Analysen über eine Diskriminierung von Reichen und Mächtigen erscheinen und dieselben Kategorien verwenden.

Wir finden in der deutschsprachigen Literatur neben den genannten Stellen nur sehr wenig zu dem Phänomen. Lassen wir den spezifischen Begriff des „Klassismus“ weg, so finden sich jedoch durchaus Aspekte, die wir zum Beispiel als „Sozialneid-Debatte“ kennen. Der Begriff impliziert schon, dass das nicht legitim wäre. Aber Klassismus nach oben ist legitim, er ist sprachlich ein Teil jenes Empowerments, das Andreas Kemper benennt. Dazu gehört auch die Rede von „denen da oben“, die nicht entmächtigt, sondern zu einer gemeinsamen Verortung im „Unten“ beiträgt, das durchaus positiv aufgeladen werden kann (etwa in der Selbstverortung der EZLN in Chiapas/Mexico im „Links unten“, darauf basierend bei indymedia.linksunten oder im Online-Magazin lower class magazine). „Die da oben“ sind anders als wir, verhalten sich anders, haben andere Regeln, sie sind eine Parallelgesellschaft. Es gibt keinen guten Grund, so werden zu wollen wie sie und keinen Grund, sich von ihnen repräsentieren zu lassen. Solange dies nicht einleuchtet, so lange werden Akademiker/-innen weiter rätseln müssen, warum sich mehr und mehr Menschen aus den unteren Klassen von rechtspopulistischen Parteien, Initiativen und Wortführer/-innen angezogen fühlen – und so lange wird sich auch kein Antidot zu dieser Entwicklung finden.

Fazit

Trotz der – mir wohl bewussten – recht beißenden Kritik am Begriff des Klassismus hat die beginnende Klassismus-Debatte ihre Berechtigung. Der Begriff des „Klassismus“ kann durchaus sinnhaft sein, vor allem im politisch-engagierten Bereich. „Klassismus“ erscheint im individuellen Bereich und auf der Mikroebene ein geeignetes Konzept zu sein, um spezifische Diskriminierungen zu benennen, zum Beispiel an (Hoch)Schulen, in politischen Organisationen/Gruppen sowie im Freundeskreis. Es ist völlig richtig, darauf hinzuweisen, dass nur bestimmte Leute an (internationalen) Kongressen teilnehmen können oder dass in vielen Gruppen bestimmte Theoriemodelle oder Begrifflichkeiten einfach vorausgesetzt werden (das gilt im Übrigen aber auch für das Vokabular des Klassismus). Das ist aber vor allem der Akademisierung der Neuen Sozialen Bewegungen und der jahrzehntelangen Abstinenz der Linken von sozialen Fragen zu verdanken. Das Konzept erklärt aber nur unzureichend die sekundären oder kulturellen Effekte von Obdachlosigkeit, Erwerbslosigkeit oder Migration.

Wenn wir von Klassen sprechen und den Implikationen, die dieser Begriff haben kann, müssen wir uns der Traditionen, innerhalb derer wir uns mit der Begrifflichkeit bewegen, bewusst sein. Das darf nicht missverstanden werden als Plädoyer für einen starren, unveränderlichen Klassenbegriff, vielmehr finden sich verschiedene wissenschaftliche (Marx, Weber, Bourdieu, machbezogener Ansatz) und politisch-emanzipatorische Traditionen (anarchistisch, kommunistisch, sozialdemokratisch, liberal ...) Traditionen, die – je nach Kontext – bewusst oder unbewusst mitgedacht werden. Das ist keine bewusste Entscheidung, sondern ein historisch determinierter Prozess, der sich sowohl in Apologie

(„Heldengeschichte des Proletariats“, Welskopp 1998: 335⁸) als auch in radikaler Ablehnung („Leidengeschichte der Unterdrückten“, ebd.) äußern kann. Der Diskurs über die Klasse ist voraussetzungsreich – in der Klassismus-Debatte bleiben bislang viele Prämissen ungenannt: Das kann die marxistische Tradition des Klassenbegriffs sein oder auch die fundamentale Ablehnung eines solchen. Die – teilweise beabsichtigte – Schwammigkeit des Klassismus-Begriffs nährt Vorurteile und/oder theoretische Missverständnisse. Notwendig ist ein intensiver interdisziplinärer Austausch. Dazu gehört auch die Intersektionalität. Es ist letztlich durchaus möglich, die verschiedenen Klassenmodelle von Karl Marx, Max Weber, Pierre Bourdieu, den machtzentrierten Ansatz (Ralf Dahrendorff) und/oder die neueren Prekaritätsforschungen (Butler 2010, 2012; Lorey 2012; Standing 2015) zusammenzudenken. Erik Olin Wright macht dazu einen konkreten Vorschlag (2015: 1–18).

Neben der Frage nach den Disziplinen, mit denen sich der Klassismus-Ansatz beschäftigen muss, ist auch eine Methodendebatte notwendig. Eine klassismuskritische Forschung muss näher an die Erforschten, etwa im Sinne einer empathischen Ethnologie (Lüdtke 2015: 27–42). Dazu gehören Erfahrungsaustausch (Kluge, Negt 1972), teilnehmende Beobachtung und die operaistische „militante Untersuchung“. Akademiker/-innen mit proletarischer Herkunft dürfen sich – ob nun als politisch/sozial Engagierte oder als Forscher/-innen – auf keinen Fall zu Sprecher/-innen der ausgebeuteten Klasse[n] machen, sondern die Forschung muss wieder in die (gesellschaftlichen) Fabriken – sprechen müssen „die Arbeiter selbst“.

Literatur

- Baron, C. 2014: Klasse und Klassismus. Eine kritische Bestandsaufnahme. *Prokla*, 44. Jg., Heft 175, 225–235.
- Baron, C. 2016: Proleten, Pöbel, Parasiten. Warum die Linken die Arbeiter verachten. Berlin: Das Neue Berlin.
- Baron, C., Steinwachs, B. 2012: Faul, Frech, Dreist. Die Diskriminierung von Erwerbslosigkeit durch BILD-Leser*innen. Münster: Edition Assemblage.
- Behrent, M. C., Zamora, D. (eds.) 2015: Foucault and neoliberalism. Cambridge: Polity Press.
- Bewernitz, T. 2005: Klasse[n] von Gewicht? Probleme des Klassenkampfes in der Postmoderne. In J. Mümken (Hg.), *Anarchismus in der Postmoderne. Beiträge zur anarchistischen Theorie und Praxis*. Frankfurt am Main: Edition AV, 63–92.
- Bewernitz, T. 2010: Buchbesprechung: Klassismus oder Klassenkampf? Grundrisse. *Zeitschrift für linke Theorie und Debatte*, 33. Jg., 58–60.
- Bewernitz, T. 2015a: Der Klassenbegriff in der Krise. Klassismus, Habitus oder Proletariat? In T. Bewernitz (Hg.), *Nothing in common? Differenzen in der Klasse*. Münster: Edition Assemblage, 55–70.
- Bewernitz, T. 2015b: Poststrukturalismus, Postkolonialismus, Dekonstruktion und die Vielzahl der Klassenbegriffe. In T. Bewernitz (Hg.), *Nothing in common? Differenzen in der Klasse*. Münster: Edition Assemblage, 83–97.
- Birkner, M. 2015: Ausbeutung oder Respektlosigkeit? Eine postoperaistische Kritik am Klassismus-Diskurs. *Kurswechsel*, Heft 4/2015, 32–38.

⁸ Klassismus kann auch als „positiver Klassismus“ auftreten. Damit ist der Begriff auch ein Instrument zur Kritik an orthodox-marxistischen Positionierungen, die die Arbeiterklasse überhöhen.

- Butler, J. 2010: Gefährdetes Leben, betrauerbares Leben. In J. Butler (Hg.), Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen. Frankfurt am Main: Campus, 9–38.
- Butler, J. 2012: Für und gegen Prekarität. In Infogruppe Bankrott (Hg.), Occupy Anarchy! Libertäre Interventionen in eine neue Bewegung. Münster: Edition Assemblage, 81–85.
- Eribon, D. 2016: Rückkehr nach Reims. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kemper, A. 2014: Klassismus: Theorie-Missverständnisse als Folge fehlender anti-klassistischer Selbstorganisation? Replik zu Christian Baron: Klasse und Klassismus. Prokla, Heft 175. In Prokla, 44. Jg., Heft 176, 425–430.
- Kemper, A. 2015: „Klassismus!“ heißt Angriff. Warum wir vom Klassismus sprechen sollten – und warum dies bisher nicht geschah. Kurswechsel, Heft 4/2015, 25–31.
- Kemper, A. 2016: Klassismus. Eine Bestandsaufnahme. Erfurt: Friedrich-Ebert-Stiftung Landesbüro Thüringen.
- Kemper, A., Weinbach H. 2009: Klassismus. Eine Einführung. Münster: Unrast Verlag.
- Kluge, A., Negt, O. 1972: Öffentlichkeit und Erfahrung: Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lieber, M. 2016: Neoliberalismus von links. Der Soziologe Daniel Zamora über die neoliberale Anschlussfähigkeit von Michel Foucault. Analyse und Kritik, Heft 616, 32.
- Lorey, I. 2012: Die Regierung der Prekären. Wien: Turia und Kant.
- Lüdtke, A. [1993] 2015: Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Marcuse, H. 1967: Der eindimensionale Mensch. Neuwied u.a.: Luchterhand.
- Mattick, P. 1969: Kritik an Herbert Marcuse. Der eindimensionale Mensch in der Klassengesellschaft. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Merkel, W. 2016: Junge Linke haben Bezug zur Unterschicht verloren. Zeit Campus Online, 22. Juni 2016, <http://www.zeit.de/campus/2016-06/politisches-engagement-junge-linke-studenten-partezugehoerigkeit/komplettansicht> (letzter Aufruf 07. Januar 2017).
- Silver, B. J. 2005: Forces of Labor. Arbeiterbewegungen und Globalisierung seit 1870. Berlin u.a.: Assoziation A.
- Standing, G. 2015: Prekariat. Die neue explosive Klasse. Münster: Unrast Verlag.
- Staritz, N. 2014: Class Trouble. Wieviel „Klasse“ hat die queer-feministische Praxis? an.schläge, Oktober 2014, <http://www.anschlaege.at/feminismus/2014/10/class-trouble/> (letzter Aufruf 07. Januar 2017).
- Steinwachs, B. 2015: Zwischen Pommesbude und Muskelbank. Die mediale Inszenierung der „Unterschicht“. Münster: Edition Assemblage.
- Tronti, M. 1974: Arbeiter und Kapital. Frankfurt am Main: Neue Kritik.
- Ulrich, P. 2016: Prekäre Wissensarbeit im akademischen Kapitalismus – Über Strukturen, Subjektivitäten und Organisationsansätze. Express. Zeitschrift für sozialistische Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit, Heft 08/2016, 6f.
- Welskopp, T. 1998: Klasse als Befindlichkeit? Vergleichende Arbeitergeschichte vor der kulturhistorischen Herausforderung. Archiv für Sozialgeschichte, Band 38, 301–336.
- Wright, E. O. 2015: Understanding class. London: Verso.
- Wright, S. 2005: Den Himmel stürmen. Eine Theoriegeschichte des Operaismus. Berlin u.a.: Assoziation A.